



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

♀: Die Stimmung in Deutschland.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Die Stimmung in Deutschland.

Der Sturm ist herauf! Mit unerhörter Schnelle und unwiderstehlich braust er über das Gefüge der Staaten, durch die Herzen der Menschen. Zahllose Hoffnungen friedlicher Arbeit flattern in ihm dahin, in alle Seelen dröhnt die große Mahnung, daß ein ungeheures Etwas dem Leben unserer Nation bevorstehe, daß wieder eine Zeit gekommen sei, wo Leben und Glück des Einzelnen geprüft und gewägt wird und unermesslich klein befunden wird gegen Leben und Glück seines Staates. Zum zweiten Male in wenig Jahren wird uns das Schicksal, zu erleben, was sonst nur in größeren Zeiträumen ein Volk aufregt und erhebt: ein Waffenkampf um Leben und Tod, um die höchsten irdischen Güter, nationale Unabhängigkeit und Ehre.

Und wie hat diese Zeit unser Volk gefunden? Vier Jahre nach einem inneren Kriege, mitten unter dem Hader der Parteien, zwischen der Sehnsucht nach Altem und dem Mißvergnügen um Neues, über unvollendeten Bildungen, wie sie bei einer radicalen Umgestaltung der innern Staatsverhältnisse unvermeidlich sind? Wie bestehen die Deutschen die erste große Probe, welche der neue unfertige Bundesstaat ihrem Patriotismus aufzulegen genöthigt wird? Ueberall im Süden und Norden dieselbe Begeisterung, einmüthiger Wille, männlicher Entschluß. Weggeblasen ist von den Seelen der Parteigroll, wetteifernd bethätigten Männer des verschiedensten politischen Glaubens ihren Zorn gegen die anmaßenden Fremden, ihren Entschluß, vereint zu stehen für die Selbständigkeit des Vaterlandes. Die Jugend drängt sich zu den Fahnen, die Universitäten mußten vor der Zeit ihre Hörsäle schließen, weil die große Mehrzahl der Studenten sich freiwillig zum Kriegsdienst meldet, die Hansestädte, die ruhmvollen Vertreter des deutschen Verkehrs vor dem Ausland, sie, die am schwersten von der plötzlichen Minderung des geschäftlichen Vertrauens betroffen werden, sprechen dem Bundesfeldherrn feierlich aus, daß auch sie das eigene Leiden gering achten gegen die große Aufgabe des bevorstehenden Kampfes. An allen Orten, wo der greise König auf seiner Reise von Gmß nach Berlin anhielt, umwogte ihn Begeisterung und Kampfesmuth. Keinen schöneren Lohn und keine bessere Bestätigung ihrer Arbeit seit dem Jahre 1866 konnten die Leiter unserer Bundespolitik erleben als diese Tage. Aus der Saat, die sie gesäet unter dem Zweifel und dem Widerstreben Vieler ist in dem guten, ehrlichen, warmherzigen Gemüth des deutschen Volkes eine so schöne und großartige Hingabe an das Vaterland erwachsen, daß wir wohl sagen dürfen: was auch die nächste Zukunft bringen möge, glücklich sind, die diese Tage erlebten!

Wer magt noch zu sagen, daß unsere Gegenwart, die Zeit praktischer Tüchtigkeit arm an Poesie und idealen Empfindungen sei? Nie ist lauterer und heller die Flamme der edelsten Poesie aus dem Herzen zum Himmel geschlagen, nie haben die Deutschen hochsinniger sich als ein Volk von Brüdern gefühlt als in diesen Tagen, wo jedem Einzelnen die Sorge um das eigene Wohl und das seiner Liebsten dahinschwand in der Sorge um die Ehre unseres Volksthums.

Wir sind glücklich über die patriotische Bluth, welche die Stunde der Gefahr in den Herzen aufgefacht hat, nicht weniger über die männliche Bescheidenheit, welche dabei überall zu Tage kommt, in den Worten des Königs von Preußen, wie in dem Urtheil des einfachen Privatmannes. Wir wissen, daß uns ein anderer Kampf bevorsteht als der von 1866, wir wissen, daß wir mit einem Staate zu thun haben, dessen unerträgliche Ansprüche sich herleiten von einer Geschichte, die überreich ist an den größten militärischen Erfolgen. Wir wissen, daß es eine Nation ist, welche sich vor anderen die kriegerische nennt, von unseren militärischen Erfindungen jeden Nutzen gezogen hat, in manchen neuen Einrichtungen uns vielleicht überlegen ist, weit stärker zur See als wir, an Truppenzahl uns fast gleich, durch einen einheitlichen rücksichtslosen Willen organisiert, reicher als wir, von ungeheuren Machtmitteln. Wir wissen daß der Krieg ein großer, schwerer, vielleicht langwieriger Kampf werden wird. Wir sind darauf gefaßt, daß auch wir noch Lehrgeld zu zahlen haben und daß es ein hartes Ringen um den Sieg sein wird, bei dem auch uns Fehlschlag und harte Verluste nicht erspart bleiben. Wir unterschätzen keinen Augenblick die Macht des Feindes und wir denken demüthig daran, daß das Schicksal schwerlich zweimal demselben Geschlecht glänzende Kriegserfolge gönnt. Aber wie tief wir Schwere und Gefahr der bevorstehenden Wochen empfinden, wir leben doch in einer Stimmung, die bei aller Erregung viel sicherer und — man zürne dem Worte nicht — viel heiterer ist als vor wenig Jahren, denn wir sind einig. Das ist kein Krieg gegen Landsleute. Der Sachse, Baier, Schwabe, Alemanne, unsere guten Gesellen in der Mitte Deutschlands und im Süden kämpfen mit uns als treue Bundesgenossen gegen den fremden Feind. Lange ahnten wir, es mußte einmal so kommen. Seit vier Jahren haben wir unablässig die Anmaßungen französischer Politik als eine Demüthigung empfunden. Nie haben wir etwas begehrt, was dem Leben und Wohl der französischen Nation wehe thun durfte. Immer haben wir neidlos das Gute und Große anerkannt, worin sie uns voraus waren, immer war unser Wunsch, wie unser Interesse, mit ihnen in einem guten freundlichen Frieden zu leben. Nur in unseren Grenzen, innerhalb unseres Staatenbaues wollten wir uns das Leben einrichten nach den Bedürfnissen einer civilisirten Gegenwart. Sie haben in einer übermüthigen Herrschsucht, die so arg ist, als damals, wo die Hofschmeichler ihren König Ludwig den Großen nannten,

uns erklärt, daß sie den Eintritt der Süddeutschen in den deutschen Bund nicht dulden würden, auch wenn eine Regierung und ein Volk des Südens von sich selbst den Eintritt begehrte. Und wir haben wieder das schwere Opfer gebracht, wir haben den Wunsch Badens abgewiesen. In Wahrheit nur, um Frieden mit Frankreich zu erhalten. Jetzt aber ist ihnen Hoffarth und Gelüft, uns zu demüthigen, so hoch geschwellt, daß sie eine geringe Angelegenheit vom Zaun brachen, um uns vor aller Welt als gehorsame Vasallen ihres Willens zu zeigen, und als auch hier ihre Forderung erfüllt war, aber in der einfachen und unser Selbstgefühl schonenden Weise, welche die Angelegenheit verstatet, da erhob sich ein Zorneschrei unter ihnen, und ärgerlich darüber, daß die Gelegenheit zum Kriege geschwunden oder die Demüthigung nicht wie sie meinten gelungen war, versuchten sie an König Wilhelm durch den Landsmann ihres Kaisers, den Grafen Benedetti, fast genau dieselbe Behandlung, welche Fürst Menschikoff vor dem Krimkriege dem türkischen Sultan zu Theil werden ließ. Und als die Majestät des Königs dieser befohlenen Unverschämtheit begegnete, wie sichs gebührte, da hatten die Minister des Kaisers die maßlose Dreistigkeit zu behaupten, daß wir zum Kriege zwingen, daß wir längst heimlich gegen sie gerüstet hätten, und daß die Ehre Frankreichs blutige Sühne auf dem Schlachtfeld verlange.

Wir sehen, fast das gesammte Europa steht die Sache im Grunde genau so an wie wir, und wir dürfen hoffen, daß auch abgeneigte Regierungen sich vor ihren Bevölkerungen scheuen werden, nach einem so tollen, sogar jedes Vorwandes baren Kriegeschrei Frankreichs der Neutralität zu entsagen. Oestreich und Dänemark haben bis jetzt eine durchaus neutrale Haltung bewahrt und gewähren die Aussicht, dabei zu beharren, Italien, dessen Regierung leider noch durch die Verhältnisse in unwürdiger Abhängigkeit von französischem Einflusse gehalten wird, wird es schwer finden, gegen die Meinung der Italiener uns zu befehlen, vier Jahre nach treuer Bundesgenossenschaft. Zudem sind wir gar nicht Grenznachbarn, und wir besorgen nicht, die Schamröthe auf dem Antlitz italienischer Soldaten erblicken zu müssen, wenn sie im Dienst des französischen Interesses über die Rhone gezogen werden, um auf preußische Helme zu zielen. Nach Allem wird es ein Kampf zwischen den beiden großen Culturvölkern des Continents von Europa; und die Nationen um uns herum werden in Frieden dem Riesenkampf zuschauen. Uns ist das recht; wir sind entschlossen, bis zur letzten Kraft für das zu streiten, was mehr werth ist als das Leben. Wir merken, unserem Geschlecht ist die Aufgabe gestellt, zu vollenden, was die Väter im Jahre 1813 begannen: Freiheit gegen äußere Uebermacht und Einigkeit im Innern. Und wir sind gewillt, uns daran zu geben, damit unsere Nachkommen in dem frohen Selbstgefühl erwachsen, welches die sicherste Grundlage der männlichen Tüchtigkeit bei allem Friedenswerke ist, und welche Viele von uns entbehren mußten.

Wir haben sehr geringe Achtung vor den Tagesstimmungen dort im Westen, und wir haben nach dem türkischen Einbruch, den die Minister des Kaisers Napoleon in den Frieden des deutschen Staates gewagt, gar keine Theilnahme an den Gefühlen, welche nach den ruchlosen Worten und Thaten in der kaiserlichen Partei etwa jetzt aufsteigen. Aber es scheint fast, als ob man schon jetzt in Paris unter der Ahnung leidet, daß man ein falsches Spiel mit falscher Kabbala begonnen. Man wollte längst den Krieg, der Kaiser spielte mit dem Gedanken, wie seine Art ist, brütete über Erfindungen und Pläne und schob sie zurück. Unterdeß stieg der Uebermuth seiner Anhänger durch die vertrauensvolle Abstimmung, welche ihm Frankreich gegeben hat, und zu gleicher Zeit mehrten jene zahlreichen verwerfenden Stimmen im Heere das Bedürfniß des Kaisers, dies zweischneidige neugeformte Werkzeug fester an sein Haus zu schließen. Man wartete auf eine Gelegenheit. Unterdeß wurde den stillen Führern der Jesuitenpartei hinter der Kaiserin eine große politische Verwirrung in Europa nothwendig, um das Dogma von der Unfehlbarkeit in die Latenwelt zu schmuggeln, ohne Widerstand der Regierungen. Denn was nützte dem Papst seine neue Göttlichkeit, wenn die gleichmäßig gefährdeten weltlichen Mächte sich über gemeinsame Maßregeln zur Abwehr des neuen Unfugs verständigten? So erschien den kirchlichen Fanatikern in Frankreich ein Krieg mit den kezerischen Deutschen als eine Heilsache ihrer Partei. Wundervoll gelegen kam allen herrschenden Parteien Frankreichs in diesem Augenblick die Annahme des spanischen Throns durch den Erbprinzen Leopold. Was unter anderen Voraussetzungen persönlich dem Kaiser gar nicht unwillkommen gewesen wäre, das erschien seiner hinterhaltigen Klugheit jetzt als günstigste Veranlassung loszubrechen. Es war eine dynastische Angelegenheit des Hauses Hohenzollern: weder die Fürsten noch die Liberalen in Deutschland würden dafür sich erwärmen. Das Familieninteresse grade des Königsgeschlechtes, welches man im Leben treffen wollte, mußte dennoch von der Bundespolitik gedeckt werden, das versprach den Bund noch verhaßter zu machen, als er nach Ansicht des Kaisers bei den deutschen Fürstenhöfen und bei den meisten deutschen Stämmen ohnedies war. Eine Demüthigung der Hohenzollern bis aufs Aeußerste, ein neues Ollmütz schien ganz sicher. Und wenn sie es doch wagten, bis zu einem Kriege zu widerstehen, so hatten sie die Höfe und Völker Deutschlands, wahrscheinlich des ganzen Europa gegen sich. So etwa rechneten der Kaiser und seine Werkzeuge. Wir aber schauen hier ahnend, wie kunstvoll das Schicksal die geheimen Fäden spinnt, an die es dem großen Verbrecher die vergeltenden Gerichte hängt, um ihn abwärts zu ziehen. In der gekränkten Eitelkeit und der parteisüchtigen Kritik, womit das kaiserliche Frankreich den deutschen Bund betrachtete, bornirte sich der französischen Diplomatie das Urtheil über die Zustände in Deutschland. Die französischen

Gesandten lebten fast sämmtlich unter dem Einfluß kleinlicher Verstimmungen an den deutschen Höfen, sie verkehrten am liebsten vertraulich mit Schwachköpfen und Intriguanen der Welfenpartei und was diesen etwa an Werth gleichsteht. Aus denselben Kreisen entnahmen die geheimen Agenten des Kaisers ihre Berichte, ja es mögen zum Theil verworfene Deutsche gewesen sein, die ein Einschreiten Frankreichs gegen das deutsche Joch der Hohenzollern als höchst hoffnungsvoll und als Sehnsucht von Millionen darstellten. So mag der Kaiser von ganz verkehrten Erwartungen ausgegangen sein. Er rechnete auf einen großen Ausbruch der Unzufriedenheit in Hannover, auf einen vorsichtigen Abfall Württembergs und Baierns vom Bündniß, er hoffte auf eine Verstörung im deutschen Bunde selbst. Ja noch mehr: Frankreich hatte seit Napoleon I. keinen Krieg geführt, der an Massenhaftigkeit dem bevorstehenden auch nur entfernt ähnlich war, der Kaiser meinte durch die geheimen Vorbereitungen Alles soweit geordnet zu haben, daß er mit plötzlicher Heeresrüstung in das überraschte Deutschland brechen und wesentlichen Terraingewinn erwerben könne, bevor man bei uns gerüstet sei. Und siehe, die ganze Rechnung vom Anfang bis zu Ende erwies sich als falsch. Die erste Kriegsdrohung Frankreichs wurde ein ausgezeichnetes einziges specifisches Mittel, die Deutschen, wo sie noch uneinig waren, einig zu machen. Deutschland im tiefsten Frieden überrascht, war sich bewußt, daß die unvermeidliche Zeit für Rüstungen den Franzosen einen Vorsprung gebe, aber in Frankreich selbst fand man die Schwierigkeiten der völligen Mobilisirung weit größer als man gewöhnt. Und es ist gar nicht unmöglich, daß die Franzosen trotz Allem längere Zeit brauchen, als der deutsche Bund. Endlich aber der Kriegslärm in Frankreich selbst, wie laut er tönt, welche Garantie der Dauer und Energie gibt er, der nur auf einer Schwäche des Volkstemperaments beruht, wenn ihn nicht glänzende Erfolge unablässig aufstacheln? Und kommt statt dem Siege Mißerfolg, was wird dann das Schicksal des verwegenen Spielers und der Dynastie, die er zu gründen gesucht? Täuscht nicht Alles, so beginnt in den Tuilleries schon jetzt die Ernüchterung. Zu spät nach menschlichem Ermessen für den Frieden. In unseligen Stunden hat der Nachfahre der Cäsaren die wilden Dämonen entfesselt, die ihn einst auf den Thron erhoben, und die er mühsam seitdem gebändigt. Uns wehrt ein Schauer vor dem Ungeheuern, was uns bevorsteht, Prophetenkünste zu üben. Das Alles, was in den letzten Wochen von Frankreich geschehen, steht schwacher menschlicher Erkenntniß aus wie die letzte Verblendung, welche den Einen stört, den das Schicksal zum Untergange bestimmt hat.

Aber es ist unser Blut, das vergossen werden soll, damit sich dort das Geschick erfülle.

♀